

Omiš und die Flügel aus Trug und Sturm

Die Gebirgswand schimmerte in der Sonne. Ihr Anblick konnte ein Staunen hervorrufen, ein leises Erschauern, eine Ehrfurcht, die an Andacht grenzte. Wie ein uraltes Monument ragte der Fels empor, wachend, geduldig, als trüge er die Geschichten vergangener Jahrhunderte in sich. Ein Betrachter könnte fälschlicherweise eine Art Liebkosung zwischen zwei Liebenden annehmen. Als versuchte die Sonne, sich noch einmal in den Fels zu graben, als wolle sie ihre Wärme in ihn einbrennen, ihn mit ihrer letzten Glut durchtränken. Ein allerletztes Mal ihren Geliebten besänftigen. Ihm seinen Zorn und seine Wut nehmen. Ihn festhalten. Nicht loslassen. So lange, bis alles wieder gut werden würde. Doch die Sonne wusste es besser. Sie wollte nicht untergehen. Nicht allein. Denn wenn sie unterginge, würde sie alles mit sich reißen. Alles. Jeden.

Ein Grollen. Tief und fern, aber nah genug, um in den Knochen zu vibrieren. Es durchbrach die Stille, die bis eben noch über der Stadt gelegen hatte, als wäre die Welt für einen Moment in den Atem des Sommers gehüllt gewesen. Die Menschen schien es nicht zu kümmern. Beiläufig hob mancher den Kopf. Ein Reflex, nicht mehr. Niemand glaubte mehr an Regen. Die Wolken versprachen nichts als Enttäuschung. Seit Monaten hatte es nicht mehr geregnet. Ein wenig davon würde die Natur aufatmen lassen. Das karge Land, das in der Sommerhitze verdorrte, sehnte sich nach Erbarmen. Der Wunsch nach einem Ende der Sommerdürre war groß, doch die Hoffnung war klein. So klein wie ein verlorenes Sandkorn in der Unendlichkeit einer Wüste.

Ein weiteres Grollen. Schwer, drohend. Diesmal eine Spur grimmiger. Eine Warnung, die niemand wahrhaben wollte. Die Wolken formierten sich in der Ferne, ein unheilvolles Versprechen.

Ihr Narren, fühlt ihr nicht? Was seid ihr bloß für Hohlköpfe? Ich konnte sie ganz deutlich spüren – die Dunkelheit, die danach gierte, ihre Beute zu verschlingen.

Ich konnte ihn fühlen, der Sturm, wie er in den engen Gassen lauerte und mit rauer Hand an den alten Mauern kratzte. Die Kälte, die bereits in den Ritzen der Stadt kauerte, sich an Fenstersimse klammerte und auf den Moment wartete, in dem sie sich ausbreiten konnte. Es würde Chaos herrschen. Neues würde geboren.

Ein Windstoß wirbelte durch mein Haar. Er zerrte daran. Fordernd, ungeduldig. Ein Regentropfen benetzte meine Wange. Nicht kalt. Nur fremd. Eine letzte Träne, die eine Mutter vergoss, wenn sie ihr Kind zu Grabe trug. Ein Abschied. Wie der letzte Gruß eines Matrosen, der wusste, dass das Meer ihn holen würde. Ich weinte Tränen, getränkt in Sehnsucht und Melancholie, doch ich fühlte keine Trauer.

Alles würde gut werden, so sagt man doch, oder? Oder sind es lediglich Worte für jene, die nicht wissen, dass alles nur eine Frage der Zeit ist?

Die Hektik begann sich in die Bewegungen der Menschen zu schleichen. Schneller. Sie begannen

zu laufen. Regen. Den hatten sie sich doch so sehr gewünscht. Und nun suchten sie Schutz vor dem, dem noch kurz zuvor all ihre Sehnsucht galt. Die engen Gassen füllten sich mit hastenden Schritten, gedämpft von feuchtem Stein. Touristen und Einheimische drängten sich unter Vordächern zusammen, als könnte Stoff und Metall das Unvermeidliche aufhalten. Kinderwagen wurden gehetzt durchgeschoben, Kinder unsanft an den Händen gezogen. Ein verzweifelter, fast grotesker Tanz. Blitze zuckten. Donner rollte heran, zornig, hungrig. Er war nicht mehr fern. Der Wind fegte über die Cetina, trieb Wellen gegen die steinernen Fundamente der Brücke. Die Hafenstadt erbebt. So sanft hatte sie gewirkt, umrahmt von diesem mächtigen Massiv. So gutmütig war euch die See einst gesinnt. Doch nun sah sie euch.

Ihr da unten, es ist doch nur Regen. Die erwünschte Abkühlung ... warum also diese plötzliche Reaktion? Ach, Ihr Unseligen! Eure kleine Stadt, macht sie euch Angst? Schreckt sie euch?

Nein, nicht die Stadt hat sich verändert. Ihr habt nur vergessen. Vergessen, was sie einst war: Ein Zufluchtsort. Ein Unterschlupf für jene, die nichts mehr zu verlieren hatten. Ein Schlupfwinkel für Piraten, eine Festung wider die Wellen der Zeit. Angsteinflößend. Todbringend. Eine Stadt, eingezwängt zwischen Fels und Meer. Eine Bastion gegen die Gezeiten, eine Zuflucht für die, die nichts mehr zu verlieren hatten. Einst.

Ein altes Schiff mit schwarzer Flagge tauchte aus dem Nebel auf, als ob der Sturm es heraufbeschworen hätte, als ob die raue See selbst es ans Land treiben wollte. Langsam, entschlossen. Die Cetina trug ihr Echo davon. Es war ruhig. Still. Kein Gemetzel. Kein Blut. Noch nicht. Blitze zuckten. Sie waren bereit, gierig. Der Donner brüllte ins Gebirge, als wolle er die Felsen selbst erzittern lassen. Ein Sturm jagte über das Wasser. Die Wellen erhoben sich. Die Wellen bäumten sich auf und krachten gegen das Ufer. Der Wind kreischte durch die engen Gassen, zerrte an Fenstern und Dächern. Die Stadt war verloren. Schreie vermischten sich mit dem Heulen des Sturms. Entsetzen hielt die Jammernden fest, machte ihre Glieder träge. Zu spät. Und dann kam die Dunkelheit. Mehr als bloße Abwesenheit von Licht. Mehr als nur Schatten. Sie war da. Ein uralter Feind, vertraut wie der Geschmack von Salz auf den Lippen. Die Stadt war ihrem Willen ausgeliefert. Panik trieb die Menschen umher. Kein Zufluchtsort. Kein Entkommen. Doch das Schauspiel hatte seinen eigenen Regisseur. Und er kannte keine Gnade.

Ich lächelte.

Die Menschen zappelten.

Wie Fische, gefangen im Schnabel eines Pelikans – verzweifelt, doch längst verloren. Die Stadt war seine Beute. Kein Entkommen. Kein Mitleid. Nur das Schließen des Schnabels, der Moment des Verschlingens. Das Meer tobte, der Wind riss an den Mauern, doch der Pelikan fraß weiter.

Unaufhaltsam. Die Wellen schlugen ans Festland. Der Wind trieb sie zurück ins Meer. Letzte Blicke flehten zum Himmel. Hoffnung. Gnade. Doch der Himmel schwieg.

Die Stadt rang nach Atem, aber es gab kein Entkommen. Der Sturm hatte sie verschlungen, die Wellen hatten ihre Stimmen erstickt. In der Ferne setzte ein Pelikan dazu an, seine Beute zu verschlingen – ruhig, methodisch, wie ein Teil eines unausweichlichen Kreislaufs. Ich stand da und sah zu. Und in diesem Moment fragte ich mich: War ich es, der in seinem Schnabel zappelte. Möglicherweise zog Gott gerade an seiner Zigarre, nachdenklich, als ob er den Lauf der Dinge noch einmal überdenken wollte. Vielleicht saß er in einem bequemen Sessel, irgendwo weit weg. Hörte Musik, Jazz vielleicht. Wusste irgendwer etwas Genaueres über Gottes Musikgeschmack? War er ein melancholischer Gott, dessen Musik ebenso schwer auf der Seele lag? Womöglich hatte er sich sein Scheitern längst eingestanden und betäubte seinen Kummer mit Alkohol. Vielleicht war das alles nur die Folge einer schmerzhaften Erinnerung, die ihn wie ein Kater nach einer durchzechten Nacht heimsuchte.

Wie stand Gott zu Katzen? Mochte er sie? Unter Umständen fand er Trost in ihrer Gleichgültigkeit. Die Menschen hatten aufgehört zu zappeln. Der Sturm war vorüber, das Chaos verweht, doch etwas stimmte nicht.

Ich blinzelte.

Er war noch da.

Sein Schnabel öffnete sich, schloss sich wieder. Mechanisch. Endlos. Als hätte er sich in der Zeit verfangen, als würde er immer wieder denselben Moment wiederholen.

Keiner sah ihn. Keiner sprach darüber. Doch ich wusste, dass er da war. Zwischen den Ruinen. Zwischen den Wellen. Zwischen den Gedanken, die sich nicht abschütteln ließen.

Ein strahlend schöner Tag. Zu sonnig. Zu heiß. Fast als hätte es den Sturm nie gegeben, als hätte das Meer sein Toben vergessen, als wäre das Chaos nur ein flüchtiger Traum gewesen. Der Wind wehte sachte.

Jazz spielte irgendwo im Hintergrund. Vielleicht hörte Gott Musik. Oder auch nicht; nicht mehr. Vielleicht war das alles nur ein Klang, den niemand wahrnehmen konnte. Vielleicht war er längst gegangen. Vielleicht.

Ich stand auf dem alten Aussichtsturm. Die Stadt atmete; träge und friedlich. Ein Schwindelbild. Eine Lüge.

Eine knöchernen Hand legte sich auf meine Schulter. Kalter Tabakrauch stieg mir in die Nase.

„Wie hoch können Pelikane fliegen?“ fragte eine Stimme in mir, die ich nicht hören wollte.

Ich überlegte.

Höher als wir alle?

Höher als mein Verstand? Meine Träume und Erinnerungen?

Höher als ich?